

worden, ob sie aus dem Erscheinen der weißen Frau in jener verhängnisvollen Nacht für sich ein Glück oder Unglück deuten sollte...

Entgiftung tut not!

Von Haut Care. (Nachdruck verboten.)

Die schwarze Schmach im deutschen Weite, die Schandung deutscher Frauen durch farbige Franzosen der Besatzungstruppen braucht man keinem Menschen in Deutschland mehr als eine Neuigkeit zu erzählen, denn jedem brennt sie wie ein Schandmal an der Stirn - wir behalten sie auch, werden von den schwarzen Truppen im besetzten Gebiet nicht befreit. Alles Hoffen auf Erlösung war wieder vergebens! Aber wie wir ohnmächtig gemachte deutsche Nation mit den unendlichen Strafen unseres Geistes und unserer hoffenden Seele, die fast zerfallen noch hoch austritten, noch aus unsemr Leibe herausreißen kann, wie wir gedanklich die Schimpf und Schmach der schwarzen Arbeit am Meibe bekämpfen, sie zurückdrängen in ihre blau-weiß-roten Grenzen, so sie auszurufen vermögen mit samt der ganzen Nation - das offenbart uns das fängliche Werk eines mitten im Tagesleben lebenden, tätig mitführenden und gedankenscharf auf Wertung seines Wortes stinnenden deutschen Erzählers, welchem man nicht vorwerfen kann, er sei ein beschränkter Nationalist oder Parteilichkeit. Der Romantist Oswald Geertz hat in seinen Schöpfen fernerer Wälder und abenteuerlicher Romane von Eplshäben, Nieshoben und Hohen aus aller Welt, hat in seinem (leben bei W. Müller in München erscheinenden) Bude „Die Fortführung der Liebe“ ein höchst wirksames Gegenmittel gegen das beliebte Aphrodisiakum gefunden, welches die Franzosen ihren ins besetzte deutsche Gebiet abberockerten Soldaten wohl eingeben, um sie recht toll und heissen auf die Veranüstung unseres reinen deutschen Weibstums zu machen, um also die deutsche Nation, welche sie noch so überaus fürchten, früher schon im Mutterleibe auszurufen. Der Dichter macht uns in padenden Einzelszenen erst aus, wie sie sich in sittlicher Hinsicht in unserm Bunde betragen, die Herrn Sieger, wie sie den Leib und auch die Seele des deutschen Mädchens und Weibes morden, während sie doch fierlich Frieden mit uns schloffen, mit unserm Volke fürder in Frieden und Freundschaft zu leben fierlich gelobten, zugleich beflissen sind, uns ganz und gar auszukopern. Müß man sein Opfer auch noch schänden? - Nade glihen unsere deutschen Herzen, unaussprechliche Nageklut! - Wohin wird der Haß der Franzosen gegen alles Deutsche denn noch treiben, welchen Gegenbrand vermog wohl dieser Druck von jenem des Weibes zu erzeugen? Hätet auch, daß nicht der gar zu erbigte Kessel Mitteluropa eines Nachts ganz in die Luft fliegt! - Der Dichter zeigt uns in eifriger Fabulierung das gesamtvolle Gegenmittel, ein sädamerikanisches Nageklut, welches Zerstörungen der Hirninde und Zerfaltungen in den Geweben der Fortpflanzungsstrecke hervorruft, also für jene Opfer schiererdinge vernichtend wirkt, die Menschen bestenfalls geistig verbildet und leiblich verleinert. Dies Nageklut, zu seinem Nuder publiziert, streuen Seeliger Dichter, ein Forscher und ein alter russischer Jude, dem man die Tochter zu Tode schändete, ihren französischen Generalen und Dirnen in den lafferischen Seebädern auf den Rücken, den schwarzen Stabpfeilsoldaten ins Essen, ja, sie schreden nicht davor zurück, die Wasserbergung von ganz Paris damit zu versehen, um an der Wurzel zu heilen, auf einen Schlag den Wollustteufel aus der französischen Welt und Seele zu vertreiben, die Schwelgerei von dem Sodomismus zu erlösen. Dieser Plan mißlingt zwar, aber gar leuchtet am Schlusse dieses Buches, das wie ein feuriges Menetekel am nachtdunklen Himmel Westeuropas leht, das veröhnende Wort auf: „Das verbindende französische Volk hat sich ein ganzes Menschenalter mit nichts anderem beschäftigt als mit dem Zerstoren der Liebe. Es hat Milliarden auf dem Altar des Hasses geopfert. Sie sind nach Russland geflohen und für immer verloren. Das ist die Schuld, die auf Frankreich laftet und die nur durch den guten Willen und die Hilfsbereitschaft des deutschen Volkes gelöst werden kann. Ohne Deutschland ist Frankreich verloren. Diese Einsicht ist für einen Franzosen sehr bitter. Kommt sie aber zu spät, so wird auf die vierte Teilung Wiens die erste Teilung Frankreichs folgen.“

Dies seltsam anmutende Buch hat eine hohe Mission... es rufe also in die Grenzen der Menschlichkeit zurück und lehre den Wiederaufbau der nachbarlichen Liebe, indem es warnend die Beförderung der Liebe aus Haß aufseigt!

Literatur.

Hugo Koch. Geschichte der Wälder und Kulturen von Herb 1848 bis heute. Verlag Paul Parey, Berlin.

Ein Werk, wie es noch nicht vorhanden ist, und das in höchstem Maße das Interesse aller Gebildeten und nach wahrer Bildung Strebenden zu fesseln bestimmt erscheint. Die Beschäftigung mit der Geschichte wird zu einem wahren geistigen Genusse, aller Ballast ist weggelassen, alles für die menschliche Entwicklung Wertvolle und wahrhaft Wissenswerte gründlich dargelegt, dadurch höchster Bildungswert im gedrängtem Raume erzielt und eine wirklich weltgeschichtliche Behandlung ohne nationale Vorurteile gewährt.

Die überwältigende Fülle des Geschehens, die sich in unserer Zeit zusammenhängt, nötigt jeden Nachdenkenden beständig, zu den bewegenden Fragen von Volkstum und Staatenbildung, Kultur und Gesellschaftsordnung, Volks- und Weltwirtschaft Stellung zu nehmen. Aber nur der vermog das gewaltige Gären aus allen Gebieten und die darin enthaltenen Möglichkeiten richtig zu würdigen, der alles einordnen kann in seinen geschichtlichen Zusammenhang, der die Gegenwart zugleich mit der Vergangenheit zu überblicken versteht. Dazu will dieses Buch verhelfen, dessen Plan und Anfänge übrigens in die Zeit vor dem großen Kriege zurückreichen, und dessen Ausführung nur durch des Verfassers vierjährige Teilnahme an diesem verzögert worden ist. Es will ein Führer durch die Vergangenheit sein, um daraus die Gegenwart verstehen zu lernen, w. l. Geschichte zeigen nicht als eine Aneinanderreihung von Tatsachen, sondern in der Art, daß sie ihren vornehmsten Beruf als eine wahre Lehrmeisterin erfüllen kann. Es will auf knappen Raum eine alle Zweige der Entwicklung behandelnde Geschichte der Menschheit geben und die verwirrende Menge der Einzelheiten in große Zusammenhänge bringen.

Kind. 18. Der aus alter Zeit. 86 Meisterwerke der Malerei mit kurzem Geleitwort. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Seit uns die italienische Renaissance in breiterem Umfang die ersten eigentlichen Kinderbildnisse schenkte, haben die größten Maler aller Kunstepochen sich an der Darstellung des werdenden Menschen versucht und in der Gesamtheit ihrer Werke geraden eine Geschichte des Kindes geschaffen. Aber zunächst verstimmt beim Anschauen dieser Kinderbildnisse von Meisterhand alle historische Erdreterung vor dem hellen Klang sorgloser Lebenslust, die ihnen entströmt. Kein das Gegenständliche tut es uns an, das Kind und die Buntheit seiner Darstellung im Wandel der Jahrhunderte. Die Namen einiger der vertretenen Maler mögen Wert und Vielseitigkeit des Gebotenen erweisen: Baccio, Bronzino, Cipp, Drouais, Direr, Van Dyd, Fragonard, Gainsborough, Greuze, Franz Hals, Holbein, Franz Krüger, Latour, Lawrence, Bigee-Lebrun, Raphael Mengs, Murillo, Perronneau, Antoine Pesne, Rembrandt, Reynolds, Rubens, Goltz, Schid, Steinte, Tischbein, Tizian, Veronee, Vogel, de Vos, Watteau, Winterhalter und viele andere. Der Verlag tat mit dieser Fortführung seiner kleinen Bilderbücher einen glücklichen Griff und bietet hier ein annuitiges Gegenstück zu „Das Haus des Sonnenlichts“ und „Kinderlied.“

Jah. 1 der Schid. 1. Gedichte von Melani E. H. v. d. t. Verlag Gotthold K. v. d. Co., Dresden 1919.

Stolynische Agrarreform und Feldgemeinschaft. Von Dr. E. v. Diehe. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Montanindustrie Rußlands und Polens und ihre Beschäftigungen zu Deutschland. Von Dr. Kurt Hegel, Bergassessor. (Quellen und Studien, herausgegeben vom Osteurop. Institut). Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920.

Zu beziehen durch die Gr. Ulrichstraße 63, Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Fernruf 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 250

Sonnabend, den 6. November

1920

Der Alp von Zerled.

Roman von Kurt Marcens.

(8. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Mit welcher Todesinbe auf dem Gewissen sollte er auch abgeschleht sein?“ fragte sie, indem sie das Dunkel seiner Vergangenheit vergebens mit der Hyantale zu durchforschen suchte.

„Er war wohl leichtsinnig, aber doch kein Bösewicht. Wäre er am Leben geblieben, es hätte sich erwiesen, daß er den Seinen im Grunde ein gnädiger Herr war, und vieles läge heute auf Zerled anders aus.“

„Und Ihnen, Baronesse, wäre er sicher ein besonders liebevoller Vater geworden.“

„Ja, nicht wahr? Ich hätte mich am besten mit ihm verstanden. Das wird mir immer klarer, je öfter ich ihn sehe.“

„Sie sehen ihn?“ fragte Koderich verwundert.

„Oh, im Traum von Zeit zu Zeit. Aber auch sonst ist es mir so, als ob ich ihn bald hier, bald dort begegne. Ganz deutlich sehe ich ihn vor mir unter den Ahornbäumen, dann wieder am Fuß der Treppe, wo er aufgehoben wurde. Ober er steht mit einem Male am Teetisch mitten unter uns und hört uns ernst und löwiegend zu. Das ist immer fördlich anzusehen, aber doch auch schön, weil er mir ganz allein erscheint.“

Als ob daran nichts weiter Besonderes sei, ging Koderich herauf auf die Einbildungen des jungen Mädchens ein: „Das ist ein sicheres Zeichen dafür, daß er Ihnen später noch sehr nahegetreten wäre. Er wird sich Ihnen irgenwie anvertrauen wollen.“

„So kommt es mir auch vor. Denn wenn er zu mir spricht, so handelt es sich stets um die Leiden, die er jetzt auszufteher hat. So vieles hat er abzugeben, was mir erst langsam zum Bewußtsein kommt. Wie lange aber noch - wie lange wohl werden wir für ihn beten und Wesse lesen müssen, bis er erlöst zu den seligen Geistern eingehen darf?“

„Sie wissen doch, das hängt allein von Gottes unerforschlichem Gehe ab.“ In Wunde Koderichs klang mit dieser Ausspruch wie eine Phrafe, ja fast wie eine häßliche Blasphemie. Denn von wahrer Frömmigkeit hatte ich bisher noch nichts an ihm bemerkt. Seine Wiene freilich war ernst aber bewähre sich wenigstens, ernst zu scheinen.

Dadurch schloste sich die Veranlast, umfangehen weiterzupreden. Ich selbst war augenscheinlich nicht für sie vorhanden. Ich hörte ja nie, hatte aber in solchen Fällen auch nicht mitzureden. Mit grüblerischen Fragen, die sie teilweise nur sich selber vorzulegen schien, geriet sie auf die Geheimnisse des Sterbens, ob es wohl möglich sei, in den letzten Minuten des Erlösens noch Neue zu empfinden und die verstörte Seele Gottes Gnade zu empfangen, in welchem Augenblicke man wohl das eigentliche Ende säre, wann man noch hier und wann schon drüben sei.

„Ich werde mich an Sie, Herr Herr“, sagte sie mit großen, forschenden Augen zu ihm aufblidend, „da ich glaube, daß Sie oft über diese Dinge nachdenken und, wenn Sie sich auch persönlich heiter geben, für sich allein mancherlei durchstämpeln.“

Koderich geriet in eine leichte Verwirrung: „Was junge Damen doch nicht alles sehen oder ahnen! Uebersehen Sie nicht meine Zuerlichkeit! Doch so viel kann ich Ihnen verraten, daß ich nicht so leicht durchs Leben wandle, wie es

den Anschein hat. Es gibt Ansetzungen, widrige Eindrücke des seelichen Gleichgewichts, Verlockungen, denen man widerstehen möchte - um jeden Preis widerstehen muß!“

„Oh, ich weiß... ich wühte das längst. Nur heute ist mich, mit meinem Mißgefiel mich einzubringen.“

Sie dachten beide an Laurence Tzoueran. Koderich war es, der den Namen zuerst ansprach. Er beteuerte, daß man ihn mit Mademoiselle in fastem Verdaht habe, was die Leuten von Niederbrunn dächten, könne ihn gleichgültig sein, aber er lege Wert darauf, daß ihm Baronesse Dia einen besseren Geschmack zutraue. Es war wohl etwas gewagt, dem jungen Mädchen gegenüber diese Angelegenheit zu berühren; zur Entschuldigung konnte ihm dienen, daß sie vollkommen Bescheid darüber wühte und ihn deutlich dazu herausforderte.

„Ich glaube Ihnen“, sagte sie sichtlich erleichtert. „Es ist ja auch unbedenklich, daß Sie sich mit Laurence verstehen. Sie mag einige äußere Vorzüge haben, Wiß und Verstand und pitante Wätere, aber ihre Einseitigkeit macht sie vulgär. Wenn sie zu flirten anfängt, wird sie unansehnlich.“ Und wieder, wie schon bei meinem letzten Gespräch mit ihr über diesen Gegenstand, drohte ein finstere Jörn sie zu übermannen. Raum unterdrückte sie die heiligen Ausbrüche, die ihr auf der Zunge lagen. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß ein einziges Wort des Widerspruches von Koderichs Seite sie in Flammen gesetzt hätte. Allein er gab bescheid ihrem Urteil recht.

„Ich hätte den gleichen Eindruck. Wenn ich allein mit ihr war, verhärtete er sich. In gewissen Augenblicken, das muß ich bekennen, hat sie mir nicht übel gefallen. Aber das war nur ein flüchtiger, äußerlicher Nervenzug. Nie hat sie tiefer auf mich gewirkt, vielleicht weil sie ganz ohne Seele ist, ein Temperament, das nur flacker, aber weder leuchtet noch erwärmt. Sie versteht es, anzuloden. Folgt man ihr auf ihrem Weg nur eine kurze Strecke, so steht man abgekühlt und enttäuscht.“

„So ist es. Das hätte ich Ihnen im voraus sagen können. Ich sah es kommen, als Sie sich gleich viel zu liebenswürdig um Laurence bemühten. Ich war besorgt um Sie. Wenn hätte ich Sie gewarnt, aber das war ja nicht möglich.“

„Weshalb nicht? Ich glaube jaht, daß ich darauf gewartet habe.“

„Wirklich? Dann hätten Sie sich ruhig an mich wenden sollen.“

„Das wagte ich nicht. Sie kamen mir immer so unnahbar vor.“

„Gegen die anderen bin ich es und muß es sein, nicht gegen Sie.“

Jetzt schien sie sich doch endlich meiner Gegenwart zu erinnern und verstummte.

Auch Koderich sah mich etwas besangen von der Seite an. Er gab dem Gespräch eine andere Wendung: „Das Kindergehen ist sonst nicht meine Sache, doch diese stillen Messen in Ihrer hübschen, alten Dorfkirche sind mir eine wahre Erquickung; sie machen, glaub' ich, mit der Zeit einen besseren Menschen aus mir.“

„So kommen Sie nur recht oft!“ Zu mir gewendet, sagte sie zögernd: „Was meinen Sie, Parzen, jetzt ist es doch wohl 3. U., unzulänglich. Wir haben uns verplaudert, und der Feldweg wird hier vor Rässe ganz ungangbar. Auch konnte Mama sich wundern, wo wir bleiben.“

Nach und abschließlich zeronnell verabschiedete sie sich von Koderichs Hand, der sich schweigend vor ihr verbeugte.



Als wir durch die Parkallee heimwärts eilten, bemerkte Da nur: „Sie haben sich bei unserem Gespräch gewiß gelangweilt, Wasen?“ Meinen ich lächeln Mißspruch hörte sie schon nicht mehr. Ganz mit sich selbst beschäftigt, ließ sie sich aus ihren gewohnten Schatten hinter sich und hing ihren Gedanken nach, von denen ich mit erst später ein Bild zu machen vermochte.

Meinigen hatte es sowohl Roderich als auch Da vermieden, Frau Maria, die es doch besonders anging, zu erwähnen.

Wenige Tage später waren wir von Heids zum See eingeladen.

Sie erwies sich, wie immer, als die lebenswürdigsten, feinstfüßigsten Witze, wo I Aufmerksamer für jeden einzeln, selbst für mich, der von den Herrschaften nur ungern in Gesellschaft mitgenommen wurde. Die Baronin behandelte sie mit Auszeichnung, was aber nicht hinderte, daß diese ihrer ähneln konnte mit mancherlei billigen Bemerkung, etwa über das große Lächeln, das sie blende, oder über Mademoiselles neuen, auffallenden Hut, freien Lauf ließ. Warm und gesprächig wurde sie immer erst, wenn Schwächen und Mißgeschick ihrer Mitmenschen zur Erörterung standen, womit sie nun freudig bei Roderich und Maria Heyd nie auf ihre Rechnung kam.

Christoph von der Ruhe brütete stumpf und verdrossen vor sich hin, Gräfin Laurence versuchte sich an Da zu reiben, die aber kaum Notiz von ihr nahm. So war die Stimmung gedrückt, seltsam sogar gereizt — niemand hätte sagen können, aus welchem Grunde. Ich für meinen Teil glaubte, sie den von allen immer noch beobachteten Beziehungen zwischen Roderich und Laurence Thouray zu schreiben zu sollen.

Wie eine Erlaubnis ward es empfunden, daß Frau Heyd Da bat, mit ihrem Mann ein wenig zu müchieren. Das war noch nie geschehen. Wo wußten noch gar nicht, daß Roderich Heyd ein guter Cellospieler war; auch Da hatte ihr Klavierstück während der letzten Jahre sehr vernachlässigt. Sie schienen sich aber beide schon darüber verständigt zu haben, schlugen unverzüglich den Flügel an und nahmen Noten zur Hand.

Roderich stimmte gerade sein Instrument und Da schlug dazu einige Takte an, als es draußen zu schneien anging. Große Flocken fielen wie leichte, weiße Federn langsam und immer höher zu Boden. Wir wurden erst durch den Jubel der beiden Knaben aber uns im Kinderzimmer darauf aufmerksam. Selbst aber die starken Jüger der Baronin gilt ein stichendes Lächeln, als sie hörte, wie die Jungens vernünftig an die Scheiben trommelten.

„Nun ist also der Winter wieder einmal da...“ bemerkte Baron Christoph tiefsinnig, und Mademoiselle Laurence fügte hinzu:

„Der deutsche Winter! Man kann zusehen, wie man darüber hinwegkommt. Ah, diese idyllische Räte, diese trostlose Einsamkeit mit den abschneulichen schwarzen Krähen über dem weißen Bedenkend!“

Das Spiel setzte ein und unterbrach „presto con fuoco“ ihre sentimentale Klage.

Es schien ein flüchtiges Stück zu sein. Feurig und mit übermäßig drängender Energie schlug in d. r. Introitus das Cello ein Thema schmerzlicher Sehnsucht an, auf das Begleitung des Flügels mit weichen, hingehenden Mollakkorden einlang. Das Cello lang in leidenschaftlich vibrierenden Strichen die Weise eines schmählich in Verlangen vor, der Flügel variierte sie und erbeute dabei in seinen letzten Tiefen.

Das Zusammenspiel war ein höchst vollendetes. Ohne jede Vorbereitung und Übung schmolzen Gestalt und Hände der zwei bisher einander fast fremden Menschen zu gerundetem Einklang, und Da zumal, die zur Musik niemals ein richtiges Verhältnis gehabt, flog unversehens in die Regionen reifer Rhythmen. Gals glühten ihre Wangen wie im Fieber, ihre starken Brauen blickten leicht gefaltet, ihre Lippe aber lächelten wie in Ekstase über die erstaunliche Handlung, die in ihr vorging, und über das Werk, das einer seltenen Blume gleich daraus erstahnte.

Die zur Seite stand Laurence Thouray, die sich er-

boten hatten, die Notenblätter umzuwenden, gewiß nicht zur Erleichterung des Spiels, sondern um beiden Beobachtend nahe zu sein. Auch sie hatte so mit Roderich müchieren wollen. Es war aber immer etwas dämlichseltsam; so oft sie sich trafen, hatten sie wohl Besseres vor. Nun ward es ihr klar, daß sie den rechten Augenblick veräumt hatte und Da, deren kindliche Kunst sie nie anerkennen wollte, ihr den Rang abließ.

Mademoiselle Laurence stand wie auf Kohlen. Nervös wippte sie mit dem Fuß einen Fuß nach dem andern. Einige Male blätterte sie zu zeitig um, ohne jedoch damit zu hören. Ihre Züge waren leidenschaftlich verregert; je zarter die Klangwellen der beiden Instrumente sich umschlangen, desto erbitterter funkelten ihre grünlichen Augen.

Fortsetzung folgt.

Die weiße Frau von Westhof

Von
Paul Bahme.

(Rauch verboten.)

Maatje sprang mit einem Windspiel um die Wette über den Schloßhof von Westhof, quer über den Rasen durch den Park, streifte mit ihrem Kleidquart Spätsommerhüten, bis sie am Rande des Gartens vor einem Fenzengarten stand. Mit einem Satz hatte das lange, schmale, weißbehaarte Windspiel das Hindernis genommen. Maatje verkehrte einen Augenblick sinnend, kauzte, und husch, husch, da war auch sie über den Fenzengarten hinweg. Tollend, laufend, springend ging es über die Wiese. Der Morgenwind gauselte mit den Ähren der jungen Wäldchen, daß es von weitem ausah, als wären die Köpfe hoch aufgeschwungen. Auf einmal stand das Mädchen vor dem alten Schärer Winkelmann, der auf dem Stoppelsfeld ein halbes Schock Schafe weiden ließ.

„Nun, Vater Winkelmann, schon am frühen Morgen so fleißig?“

Dabei strich sie mit der Rechten den Strumpf entlang, an dem der alte Schärer während der Hitzezeit stridend sich die Langeweile vertrieb.

„Nee, unse Fröhen.“ brumpte der Schärer in seinen struppigen Bart. „Als Sie so dahergesprungen kamen mit dem Thras, da kam mir das grad so vor, als wolle der Frühlingspul der Herbsthege einen Schabernack spielen. Ich hab wirklich gedenkt, der leibhaftige Frühlingsspul kommt... Und es herstellt doch schon...“

Der alte Winkelmann hatte viel wunderliches Zeug im Kopf. Das wußte auch Maatje. Sie hörte es gern, wenn der Alte erzählte. Schon als Kind hatte sie oft mit offenem Munde neben ihm gesessen und seinen Märchen und Geschichten aus vergangenen Zeiten gelauscht. Aber vom Lesen, Schreiben und Rechnen verstand der Schärer nicht mehr als ein sechsjähriges Kind.

Maatje, die längst den Kinderstuhlen entwachsen war, klatschte plötzlich in die Hände und sprang hüpfend im Kreise um den Schärer, daß auch Thras bellend um sie herumsprang.

„Vater Winkelmann, ich bin heut grad mal wieder sehr lustig. Sie glauben gar nicht, wie vergnügt ich bin. Alles möchte ich umarmen. Es ist heut ein schöner Tag. Guden Sie einmal nach der Sonne, bis da hinauf möchte ich springen. O, du staubläuter Himmel, o wie schön bist du heute! Und wissen Sie auch, wer heut zu uns kommt? Bester Hanser kommt... Bester Hanser kommt!“

„Den jungen Herrn Hans kenn ich auch“, entgegnete der Schärer. „Jawoll. Also der junge Herr Hans kommt. Der muß schon sehr groß sein.“

„Der hat schon lange ausgedient.“
„Als Zwölfjähriger war er das letzte Mal hier auf Westhof. O ja, das weiß ich noch. Zu mir kam er oft. Den lieben langen Tag sollte ich nur erzählen. Und immer so was Schauliches. Der hatte auch gar keine Furcht. Einmal hab ich ihn gefragt, ob er denn auch gerne nachts die weiße Frau im Schloße gesehen habe. Da hat er mich ausgelacht. Der Knirps.“

„Was Sie auch immer mit der weißen Frau haben. So was gib's bei uns auch gar nicht.“

Da drohte der Schärer mit dem Finger und sagte: „Fröhen Maatje! Wer wird aber die weiße Frau spotten. Sie kann sonst sehr bössartig werden. Und der Herr Hans, wenn der auch noch so furchtlos ist, was er sich hätte. Wer

der weißen Frau ein Leid antun will, dem bringt sie großes Unglück. Rächens geht sie im Schlosse um... nur nächtens...“

Der Maatje war das nicht lieb, was der Schärer erzählte. Darum sprang sie lachend über die Wiese, zurück nach dem Park.

Der Schärer kannte dem jungen Mädchen nach, wunderte sich über die junge Ausgelassenheit und schüttelte den Kopf. Der Alte wußte Bescheid in der Familiengeschichte, denn er hatte mehrere Generationen miterlebt und auch von früher her manches erfahren. Er wußte auch, daß die Maatje eine Waise war. Ein Kind der Schwester der jetzigen Schloßherrin von Westhof. Wohl nahezu zehnjährig Jahre mochte es her sein, als die schöne Mathilde als Braut nach Westhof kam. Der Brautmann war ein holländischer Mann, der auch oft auf Westhof weilte. Und was war das für eine Liebe zwischen den beiden! Die zwei sind für einander geschaffen,“ sagten selbst die Leute im Dorfe.

Und die Hochzeit war auch auf Westhof. War das ein Fest. Die Leute sprachen noch heute davon.

Ein Jahr ging ins Land. Das Paar wollte wieder auf Westhof. Und gerade in der Nacht, als die Frau einem Kinde das Leben schenkte, erlitt der Mann einen tödlichen Jagdunfall. Sie trug ihn als Beise in Haus. Den Schicksalsschlag hat die Mutter nicht überleben können. Schweremut umring ihre Sinne, und Fieber zerree am geschwächten Körper. Nach einigen Tagen hatte sie ausgestitten. Maatje war anfangs in Pflege gegeben worden und wurde schließlich von dem Waise von Westhof als Kind angenommen. Und das Kind wuchs auf und abermal um vieles die unglückliche Mutter.

Seit dem Tode der schönen Mathilde ging unter den Leuten das Gerücht um, daß es im Schlosse Westhof zeitweilig spukte, insbesondere dann, wenn jemand dort zu Gaste sei. Man erzählte sich, daß zu nächtlichen Zeiten eine weiße Frau umginge. Sie führten diese Erscheinung auf die schöne Mathilde zurück.

Die Bewohner hatten von der Nachtgestalt in Weiß noch nichts gesehen. Sie hatten auch den Gutsherrn das Gerücht untert, wohl der Maatje wegen. Er proben erzählten sie untereinander gern von der geheimnisvollen weißen Frau auf Westhof. Gaste sollten wirklich die Erscheinung schon gesehen haben.

Schöne Tage bestand sich schon Bester Hans auf Westhof. Und wie ungewohnt war in diesen Tagen das Schloß. Die Bewohner, die sonst still und abgesehen in die Welt hineinlebten, waren bis zur alten Tante angeheitert worden von der ausgelassenen Tollheit des Beters. Und Maatje gab sich besondere Mühe, es dem Hanser an Ausgelassenheit gleichzutun. Sie wollte ihn sogar übertrumpfen. Einmal wurde sie von ihm auf einem Kirchbaum ertappt. Wie er sie da im Augenblick auf der Erde in seinen starken Armen gehabt hätte, und so... Aber der Hanser rannte davon wie ein bummer Junge.

Und am sechzehnten Tage, dem Tage vor seiner Abreise, ging Maatje wie eine Trauernde im Schlosse herum.

Hans er hatte von Anteil, der vorher in landwirtschastlichen Geschäften vertrieben wurde, die Erlaubnis erhalten, noch am Abend mit dem Inspektor auf Anstand zu gehen. Er ging so gern auf die Jagd. Und am Abend stand die Maatje am Torweg und weinte.

„Den letzten Abend hätte ich nicht zu gehen brauchen.“

Da kam Hanser, der schon ein Stück mit dem Inspektor gegangen war, noch einmal zurückgelassen und nahm ihre Hände.

„Maatje, wenn ich zurückkehre, laßt du mich unter vier Augen ein Wiedersehen. Ja, Maatje?“ Maatje schluckte noch immer auf und schloßte so tief, daß das Wort, das sie sagen wollte, im Halse würde. Bis auf einmal ein schluchzendes Ja aus dem Munde geschloß kam. Da sprang Maatje davon und ließ Hanser allein am Torweg stehen.

Nach vor Mitternacht begleitete der Inspektor den jungen Hans auf Westhof bis zum Eingang des Schloßes. Hans versloß die Doppelthür, ging leise hinaus auf sein Zimmer und ließ die Stubentür weit offen. Das Gewehr stellte er neben sein Bett. Durch das Fenster flutete das Mondlicht ins Zimmer. Hans blickte hinaus in die Nacht. Hochaufgehobene Fäden, deren Bränge sich breit bis auf den Parkboden senkten, und Ranken verhallten das grau getündelte einbüßige Schloß, das abseits von dem zum Gute gehörigen Kleinleuthäusern lag. Hanser lauschte auf ein leises Geräusch auf dem Flur. Und Ritz blähte einen

unterdrückten Auf des Erstaunens aus. Denn im Zimmer stand regungslos eine Erscheinung in Weiß, als hätte sie ein langes Nachlgewand um den Körper gelegt.

„Maatje!“ Mit einem leichten Sprung war Maatje bei Hanser. Und erzählte überredend, daß sie schon lange gewartet, daß es im Schlosse unheimlich still gewesen wäre, daß sie schon gar nicht hätte kommen wollen, und fragte, ob er unten im Hause noch Licht gesehen, ob er die Tür fest verschlossen, und ob er schon einmal die weiße Frau im Schlosse gesehen habe.

„Überhaupt“, antwortete der Hanser. Und Maatje teilte ihm die Geschichte mit, die sie vom Schärer gehört hatte.

„Wer glaubt dem Gutesgeschick, Maatje, jetzt bist du meine kleine weiße Frau.“

„Auf einmal wärst du hätte Ritz und Hellen den Atem an. Drunter rasselte ein Schloß im Schloß. Und sie hörten, wie die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Sonst vernahmten sie nichts weiter, kein Geseh, kein Leuchten anderer Türen. Es blieb Ritz im Hause, anheimlich sich Ritz.“

„Der Anteil kann das unmöglich sein.“

„Es ging niemand im Flur. Ich fürchte mich...“

„Ja, das, Maatje. Vielleicht war es der Inspektor. Natürlich war es der Inspektor. Er glaubte vielleicht, ich hätte die Tür nicht abgeschlossen.“

„Das leuchtete Maatje ein, so wollte auch nicht mehr ängstlich sein und sagte scherzend: „Hanser, Hanser, fürchtest du dich nicht vor deiner weißen Frau?“

„Liebe kleine Maatje.“ Er nahm sie und küßte sie immer und immer wieder.

Da fuhr Maatje plötzlich — an allen Gliedern stierend — zurück. „Hanser... die... weiße Frau.“ Sie hätte aufschreien mögen um Hilfe und mußte doch Ritz sein. Der Hanser sah, wie von der geschlossenen Tür aus eine große, seltsame, weiße Lichtgestalt, die mit den Händen kaum den Teppich berührte, lang am näher kam. Maatje sah angstvoll unter dem Fenster. Auch Hanser stand im Augenblick betreten unter dem Einfluß der geheimnisvollen Erscheinung. Und der wollte doch ein Mann sein! Ausweichend trat er einige Schritte zurück, stellte sich auf und fragte: „Was wollen Sie hier?“ Aber es blieb Ritz im Zimmer. Hans griff nach dem Gewehr. „Abstrüßliches Zeug!“ sagte er und stand schußbereit. Maatje sprang auf. „Es gibt ein Unglück.“

Da kachte der Schuß und dröhnte dumpf hallend durch das alte Schloß. Pulverqualm durchzog das Zimmer. Die weiße Erscheinung stand noch immer an derselben Stelle. Dann brach auch Hanser das Brauen, als er sah, daß die Gestalt mitten durch die Wand ging und verschwand. Maatje wurde geistesgegenwärtig, verließ fluchtartig die unheimliche Stätte und fand ausgeret in der Tür ihres Zimmers, als die Schloßherrin in Begleitung der Bedienten oben erschien.

„Am Himmel's willen, was ist geschehen, Maatje?“ Maatje antwortete nicht. „Was es bei Hanser?“

Nicht sammelte auf. Mitten im Zimmer stand Hanser, hielt das Gewehr im Arm und blickte entsetzt nach der Wand.

„Hans, was tust du?“ schrie die Tante ihn an.

Hans erzählte das nächtliche Abenteuer, daß er auf die weiße Frau, die ihm erschienen sei, geschossen hätte, verschwiegen aber, daß Maatje Zeuge des Vorganges gewesen. Die Tante schalt ihn ernstlich, daß er in seiner Einbildung durch eine Unbequemlichkeit leicht ein Unheil hätte anrichten können.

„Hans aber war doch innerlich froh, daß er am andern Tage Schloß Westhof verlassen konnte.“

Schon am Vormittag rollte der Wagen vom Schloßhof, zur Fahrt nach der Bahnstation. Als da Schloßhof am frühen Nachmittag noch nicht zurück war, wurden die Leute auf Westhof unruhig und besorgt. Der Inspektor schimpfte auf den Aufsitzer, der offenbar irgendwo eingekerkert sei. Vor Einbruch der Dämmerung erschien endlich der Fahrer des Wagens in zerfahrener Kleidung. Und jammernd berichtete er zusammenhanglos über das Unglück von unterwegs. „Hinter sich geworden... durchgegangen... Gewalt über sie verloren... der junge Herr aus dem Wagen geschleudert... gegen einen Baum... Gendarm... und tot...“

Als Maatje das hörte, schrie sie in einem Fort: „Das hat die weiße Frau getan!“ Und auch in Fieberphantasien sprach sie immer nur von der Spukgestalt und dem Unglück. Erst nach langer Zeit erholte sie sich wieder von ihrer Reueverwirrung. Und Maatje ist sich nie recht klar ge-